

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 106 (1980)
Heft: 20

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

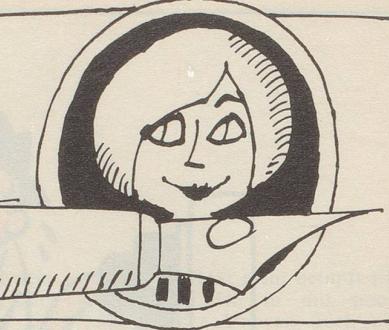
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau



Ausgeflogen

«Besonders im Frühling, wenn die Azaleen in voller Blütenpracht zu bewundern sind, bietet diese Busfahrt eine unvergessliche Erinnerung» – stand im Prospekt.

Der Autobus war voll besetzt, und wir hätten längst abfahren sollen. Jemand aber hatte dem Reiseführer ein falsches Billett in die Hand gedrückt und ihn damit in Aufregung versetzt. Durchs Mikrofon radebrechte er in Deutsch, Französisch und Englisch, sagte: «Jemand, der sitzt in Bus, hat gegeben Billett bis Como, wir fahren aber nach Bellaggio, bitte melden!» Niemand meldete sich. Der Reiseführer drohte: «Wir werden warten, bis Person sagt.» Person sagte nicht. Nach einer halben Stunde – der Bus stand in der prallen Sonne – fuhren wir trotzdem ab.

Die schlechte Stimmung des Reiseführers hielt nicht lange an. Er erklärte uns bald munter die Sehenswürdigkeiten der Gegend und nannte die dort wohnende Prominenz, was da sind Nadja Tiller und Arturo Benedetto Michelangeli etc. Die Ausführungen werden uns allen unvergesslich in Erinnerung bleiben, hörten wir sie doch gleich dreimal. «Hier der Monte Generoso», sagte der Führer, «nach dieses Berg Sie können nehmen eines Radbahn und sehen von Spitze bis nach Mailand.» Bissone war ein «Dörf, wo liegt bekanntes Ausstellung. Die ganze Gegend», fuhr er fort, «man findet fossilisierten Fischen, weil dieses Berg war unter Meer von Millionen Jahre.»

Nachdem wir die Grenze passiert hatten, sagte der Reiseführer: «Jetzt wir kommen zu dem Dörf, wo Mussolini 1945 mit seiner Verlobten wurde getötet. Wer machen wollen Photographen, bitte melden.» Aber es meldete sich niemand. Begreiflich – wir schreiben schliesslich 1980, und 1945 liegt weit zurück.

Weil wir zu spät abgefahren waren, verpassten wir die Autofähre nach Bellaggio und wandten uns zuerst zur Villa Car-

lotta. Leider mussten wir feststellen, dass die Azaleenpracht erst in ein paar Tagen zu bewundern sein würde, diejenige der Magnolien dagegen bereits am Boden lag. Weil wir ohnehin schon in Zeitnot geraten waren, stiegen wir die schönen, breiten Treppen im Eilschritt zur Villa hinauf. Die ältere Dame neben mir keuchte. In der Villa, wo die Canova-Statuen zu besichtigen gewesen wären, drängte sich eine holländische Reisegesellschaft um «Amor und Psyche». Wir zwängten uns dazwischen, drückten die Holländer noch ein wenig näher zueinander, sahen nichts, hörten uns den Kommentar in Holländisch an. Ich verzog mich, um einen Blick auf die alten Bäume im Park zu werfen, doch unsere Zeit war um. Der Chauffeur drückte aufs Horn. Wir eilten hinunter.

Diesmal erreichten wir die Fähre: zehn Minuten prächtige Aussicht auf das «malerische Städtlein am Berghang in die Sonne». Der Reiseleiter schleuste uns an den Boutiquen am Quai entlang in den Weinkeller, wo ein Gratisglas Wein offeriert wurde, auf das eigentlich niemand Lust hatte. Dann blieb ein wenig Zeit für die Boutiquen: Russenpuppeli, Aschenbecher, Foulards, immer dasselbe. Der blosse Anblick vertrieb jegliche Kauflust. Dann zurück zum Schiff. Wir stellten uns brav ein inmitten der Autos und Motorräder mit laufendem Motor. Leider fand unsere Gruppe keinen Platz mehr auf jenem Schiff, und wer wollte, durfte nochmals für eine halbe Stunde zu den Boutiquen wandern, zu den Russenpuppeli und den Foulards. Die meisten von uns blieben am Landungssteg stehen und schauten der entzweidenden Fähre nach.

Als wir endlich zu unserem Chauffeur stiessen, empfing er uns mit lautstarken Vorwürfen. Besonders dem sonst schon geplagten Reiseführer warf er im Dialekt so allerlei an den Kopf, das wir zum Glück nicht verstanden, jedoch erahnen konnten. Verschüchtert suchten wir unsere Plätze auf, und heimzu ging's, unter wütendem Wortwechsel.

Plötzlich aber, und eher, als

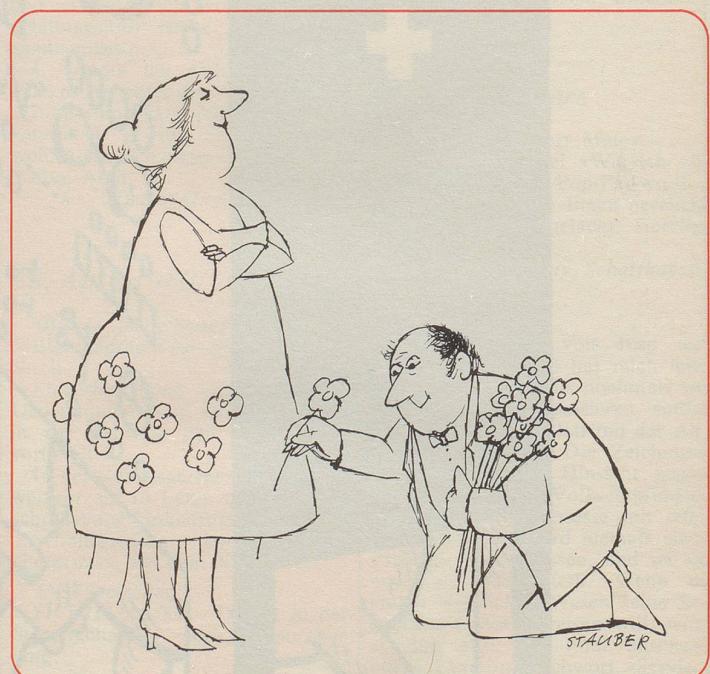
wir gedacht, legte sich der Streit. Der Reiseführer unternahm einen letzten, lahmen Versuch, uns Wissenswertes zu übermitteln: «Hier, der Dörf ist berühmt für seine gesalzten Fischen.» Er sagte es – und fiel in ein kurzes, tiefes Schläfchen.

Ich sah den Reiseführer von der Seite an. Er war nicht mehr der Jüngste. Ich sah sein graues, dünnes Haar, sein müdes Gesicht, seinen abgetragenen Anzug. Wie wegweischt waren auf einmal Enttäuschung und Aerger

über den Reinfall dieses Ausflugs. Mir kann die Villa Carlotta von jetzt an gestohlen werden – er aber wird sie morgen, übermorgen und solange der Touristenstrom fliesst, wieder aufsuchen müssen.

Mit einem Ruck erwachte er aus seinem Nickerchen, rieb sich die Augen, griff zum Mikrofon und sagte: «Ich hoffen, Sie waren zufrieden von meinen Auskünften.» Wir klatschten. Er verbeugte sich – müde, aber mit Charme.

Suzanne



Goldene Schuhe

Die Neue trug goldfarbene Hausschuhe. Alle Alten, die schon lange im Heim waren, blickten weg, wenn sie daherkam. Etwas Anstoßiges ging von diesen Hausschuhen aus. Die Neue wurde gemieden. Niemand wollte mit ihr reden oder sie gar als Tischnachbarin beim Essen dulden. Immer musste sie allein in einem stillen Winkel sitzen.

Die kürzlich Eingewiesene hatte bessere Zeiten gesehen, ehe sie in das Alters- und Pflegeheim gebracht wurde. Als ihr Mann noch lebte, bewohnten sie eine herrschaftliche Villa in einem bevorzugten Stadtteil. Nur weil ihr Mann in seinen späten, sklerotischen Jahren geschäftlich noch einmal alles auf eine Karte setzte, ging alles statt auf Biegen auf Brechen. Die beiden verloren ihren gesamten Besitz, ihr ganzes Vermögen. Von innen

heraus geschwächt, schutzlos aussen wie innen, starb der Mann bald darauf. Für seine Frau blieb, fern von Liebe, Hoffnung und Geld, nur die fürsorgliche Einweisung in ein Heim.

Als einzige Erinnerung an vergangene, goldene, kultivierte Tage hatte die Neue neben abgetragenen Kleidern die goldfarbenen Hausschuhe, an deren Anblick sich niemand gewöhnen mochte. Solche Hausschuhe fielen auf und waren allen Heimbewohnern, die braune, graue oder schwarze trugen, ein Aergernis. Aber: ob die Neue wollte oder nicht: andere hatte sie nicht.

Letztesmal, als ich eine greise ehemalige Nachbarin im Heim besuchte, hinkte die Neue, auf zwei Aluminium-Stöcke gestützt, mit eingegipstem Bein an unseren Stühlen vorbei. Der noch heile Fuss steckte in einem dicken, handgestrickten, lehmfarbenen Socken. Alle sahen der Neuen stumm nach.

«Unfall?» fragte ich. Die Neue nickte und blickte ins Leere.

«Wie?» fragte ich weiter. Einer der Heimbewohner hatte ihr absichtlich ein Bein gestellt und sie damit zu Fall gebracht. «Diese eitle Gans braucht in ihrem Alter keine goldenen Schühlein mehr zu tragen!» bemerkten die Umstehenden dazu hämisch. «Mag sie das endlich einsehen. Ganz recht geschieht ihr.»

Der Beinbruch wird lange nicht heilen. Die Neue leidet seit Jahren an Diabetes, aber davon hat sie niemandem etwas gesagt... Die missgünstigen Gedanken und bösen Blicke der Mitbewohner werden die Neue allmählich versteinern, und früher als erwartet wird sie abtreten!

Um ihre goldenen Schühlein wird man sich dann im Heim wohl streiten, weil die Neue keine Angehörigen mehr hat. So viel weiss man.

Myrtha

Humor ist ...

Eine Einladung zum Nachessen, der wir kürzlich mit Freunden leisteten, zeigte einige Reflexionen ungefähr des Inhalts: Was sich rund um den Kochtopf alles tut. Als Auslöser darf vermutlich das an der Haustüre hängende Plakat gelten, auf dem zu lesen stand: Das Restaurant ist besetzt. Nächster Service ab 22.00 Uhr (und so weiter). Unterschrift: die Wirtschaft. Wir erinnerten uns der letzten Einladung in diesem gastlichen Haus und der damaligen Bekanntmachung: Heute Wirtesonntag – kochte selbst (und so fort). Wer vermutet, dass der Hausherr als leidenschaftlich engagierter Koch am Werk war, der vermutet richtig. Grosszügig verriet uns der

Gastgeber seine Geheimnisse, die wir mit oh, ah, mhm, in der Tonart zwischen Erstaunen und Begeisterung, quittierten. Am Rande fiel etwas ab für die Hausfrau, die zu ihrer souveränen Position beglückwünscht wurde, dank der sie jenseits aller Küchendüfte, frisch und elegant, die Gäste empfangen durfte, während ihr Gatte, in Polohemd und Küchenschürze zwischen Esszimmer und Küche hin- und herpendelnd, die Hauptverantwortung auf seinen stabilen Schultern trug.

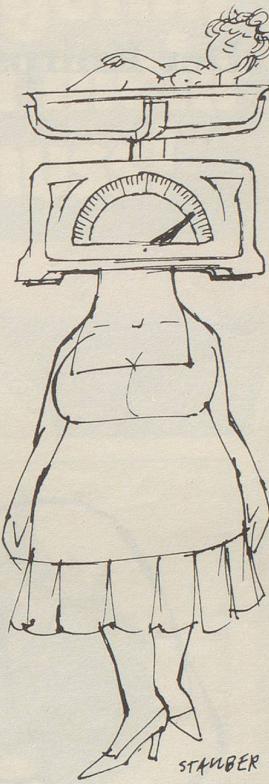
Meine Erfahrungen weisen, was die Sparte «Kochen» anbelangt, in die entgegengesetzte Richtung. Wenn meine längere Abwesenheit «drohte», kochte ich jeweils auf Vorrat, um meinen Mann nicht in Hilflosigkeit verzweifeln zu lassen. Bei meiner Rückkehr fand ich stets alles wieder – im Kühlschrank, unbewegt. Nach wiederholtem Fiasco gebar ich die Idee des Jahres: Gulaschsuppe! Die liess ich im Topf auf der Kochplatte stehen, so dass mein armer Einsamer wirklich nur den Herdschalter drehen musste. Er hat ihn gedreht. Inzwischen ist bei uns der Ruhestand ausgebrochen. Jetzt gelten andere Regeln, denn Zeitmangel kann nicht mehr als Entschuldigungsgrund für Auswärtsverpflegung angegeben werden.

Also erledige ich den Einkauf, verabschiede mich herzlich und lasse meine zweite Hälfte zu Hause «schwimmen». Dass die ersten Fragen bei meiner Heimkehr das Ergebnis seiner Küchenexperimente betreffen, liegt auf der Hand. «Es ging prima», antwortete er strahlend nach seinem ersten Schwimmfest. «Ich hatte die schönste Abwechslung: am ersten Tag Spaghetti und Spiegelei, am zweiten Spiegelei mit Spaghetti.»

Dabei blieb es nicht: Als ich das letztemal durch Abwesenheit glänzte, machte sich mein Mann – Mut gehört zu seinen Qualitäten – an die Zubereitung von Fleisch. Seither ist sein Selbstbewusstsein neu gestärkt. Leicht euphorisch schilderte er mir das

Entstehen der denkwürdigen Mahlzeit, verstieg sich sogar zu einer gelinden Beweihräucherung seines Kochtalents, während ich, still in mich hineinlächelnd, diese «Ode an ein gebratenes Kotelett» geduldig in ihren Wiederholungen anhörte.

Das seltsamste Exemplar eines Kochs war mein Bruder. Wenn er in seiner Studentenzeit nach einer Kneipenrunde irgendwann zwischen Mitternacht und Morgen grau nach Hause gefunden hatte, zog es ihn unwiderstehlich in die Küche, wo er eine Koch-Orgie von ein bis zwei Stunden Dauer in Szene setzte. Danach flog mit Getöse meine Schlafzimmertür auf, und eine Platte wurde mir vors Gesicht gehalten, aus der ein Phantasiegericht undefinierbar in meine Nase dampfte. «Schau, was ich mir gekocht hab!» Dieser Satz war stereotyp und wurde stets in schwankendem Hochdeutsch gesprochen. Nie habe ich daraufhin meinem Bruder einen Tritt versetzt. Damals hatte ich eben noch Sinn für Humor... Gritli



Echo aus dem Leserkreis

Minimalisten
(Nebelspalter Nr. 14)

Liebe Ilse

Der Rat an Dina, den Filius feucht abstauben zu lassen, ist richtig. Was mich zum Schmunzeln brachte und mich zwölf Jahre zurückversetzte, ist der Notendurchschnitt des Sohnes von 4,0091. Wir hatten damals auch so einen Minimalisten. Taschenrechner waren noch nicht in Mode. Nach hergebrachter Methode hatte unser Bürschchen seinen Durchschnitt ermittelt und 4,2 ausgeknobelt. (Mit Taschenrechner wären es vielleicht nur 4,1678 gewesen.) Der Kommentar zu den 4,2: «Gopfredschutz, tatsächlich zuviel gebüffelt, nun kann ich wieder den niedrigeren Gang einschalten!» Dass diese Einstellung uns Eltern nicht eitel Freude bereitete, dem Vater sogar das Blut zu Kopfe steigen liess, ist nicht verwunderlich.

Unser Filius, gewesener Minimalist, ist nun, noch jung an Jahren, in verantwortungsvoller Anstellung. Vielleicht ist es ein Plus, wenn man mit Kommastellen dosieren kann, wenn man das «Gspüri» dafür hat, wo es sich lohnt, Reserven zu mobilisieren. Dina darf recht zuversichtlich sein!

Ich schreibe meine Zeilen nicht in bezug auf Jugendliche, die wegen elterlichen Ehrgeizes zur höheren Schule geschickt werden, jedoch trotz vollen Einsatzes, mit Nachhilfestunden und Ferieneinbusse, nur auf 4,0091 kommen. In einem handwerklichen Beruf wären viele glücklich, und Handwerk hat goldenen Boden. (Wer mir nicht glaubt, möge Rechnungen von Handwerkern einsehen!)

Es grüßt Dich Heidi

Fabelhaft ist
Apfelsaft



ovaUrtrüeb
bsunders guet